

Eine Fülle an Auseinandersetzungen mit den Interpretationen, die C. S. selbst vornahm, mit denen der Sekundärinterpretation (v. Krockow, H. Hofmann, E. Kaufmann) ziehen sich durch den Text. Ein eigener Vorschlag rundet diese auf hohem Abstraktionsniveau geschriebene, nicht nur gelegentlich den geschichtlichen Kontext der Weimarer Zeit berücksichtigende Doktorarbeit ab. H. ist selbstbewußt (vgl. 122) und scheut keine Kritik, ohne jedoch verletzen zu wollen. Sehr gelungen ist das erste Kapitel. Die vielen Exkurse im weiteren Verlaufe wirken manchmal wie nachgeschobenes Füllmaterial, nachdem die Grundthese in Bann schlug, sich aber vielleicht doch als zu mager und als nicht sehr ausbeutefähig erwies. Einzelfragen zu fünf Begriffen: Das Verwirrspiel um den „Natur“-Begriff (64–70): Einerseits bezeichnet H. mit ihm den Zustand des isolierten Subjekts, andererseits führt er den Naturzustand als Zustand der Ununterscheidbarkeit von Tausch und Zwang ein. Hilfreicher wäre es gewesen, von der Ununterscheidbarkeit von horizontalen und vertikalen Ordnungsstrukturen zu sprechen, zwischen Gleichberechtigten (Tausch) und zwischen Herrscher und Untertan und dem zwischen ihnen herrschenden Zwang. Aber für welchen Zustand mag dies gelten? Die These bezogen auf den Naturzustand, wie ihn eventuell Rousseau gemeint hat, bedürfte einer ethnologischen Erhärtung. H. nimmt sie nicht vor. Als idealtypischer Zustand? Was heißt dies, was bringt dies? SS. 19, 22 und 39 finden sich Begriffe wie „Induktion“ und „Deduktion“ etwas neuartig verwendet. Zu unterscheiden wären gewesen „politische Einheit“ und „Staat“ (153). Hiermit will ich es bewenden lassen.

Nichtsdestotrotz ist H. ein anspruchsvolles Buch gelungen, welches in Seminarien, die von Konsens und Konflikt handeln, eine große, anregende Hilfe sein wird. Personen- und Sachindex fehlen, sie vermag die sehr hilfreiche pädagogische Einleitung nicht zu ersetzen.

N. BRIESKORN S. J.

MÜLLER, MAX, *Auseinandersetzung als Versöhnung*. Ein Gespräch über ein Leben mit der Philosophie. Herausgegeben von Wilhelm Vossenkuhl. Berlin: Akademie Verlag, 1994. 355 S.

Lange hat der 1994 verstorbene Lehrer an einer Fortsetzung, oder besser: Ausweitung jenes „Versuch[s] einer genetisch-objektiven Selbstdarstellung und Ortsbestimmung“ gearbeitet, den er 1967 unter dem Titel *Symbolos* veröffentlicht hat. Das Buch ist nicht zustande gekommen. Dafür liegt nun dieses Zwei-Tage-Gespräch vor, aus einem Fernseh-Interview von 1986 mit dem Herausgeber hervorgegangen, doch ergänzt und erheblich erweitert. Es „will keine Autobiographie geben“, sondern „anhand des Lebens eines bekannten deutschen Philosophen unserer Gegenwart dessen Auseinandersetzung mit den wichtigsten denkerischen, politischen und religiösen Strömungen von 1925 bis 1975“ aufzeigen (13). Der Gang des ersten Tages: „Arché oder Herkunft und Anfang“ führt vom Studienbeginn in Berlin bis zum Kriegsende. Die Gesprächsform erlaubt dabei Vorgriffe und Rückblenden und einen lebendigen Wechsel von Erzählung, Porträt, Reflexion und Sachdiskussion. Der erste Grund für Berlin war Romano Guardini, den der Gymnasiast auf Burg Rothenfels kennengelernt hat, der zweite der Historiker Meinecke. Nach zwei Semestern bringt München die Begegnung mit der Neuscholastik – und die Freundschaft mit Karl Holzamer. Mit ihm geht M. M. nach Paris, wo er drei große Lehrer findet: Jacques Maritain, Étienne Gilson und Paul Desjardins. In München dann wieder sind im St. Michaels-Institut Daniel Feuling und Erich Przywara „Lehrmeister“. Nach dem Wechsel von der Geschichte zur Philosophie kommt in Freiburg das Studium zum Abschluß mit der Dissertation – über und gegen die Wertphilosophie. M. M. schreibt sie bei Martin Honecker und erbittet in einem Dissens mit seinem Doktorvater die Vermittlung Heideggers. Das gute Verhältnis zu Heidegger zerbricht 1933. Die Habilitation („Sein und Geist“) wird 1937 erreicht, aber – vor allem aufgrund von Heideggers Gutachten – nicht die Dozentur. Die bietet Erzbischof Gröber am Collegium Borromaeum. Drei Dinge kommen vor allem zur Sprache, einmal M. M.s Engagement in Herausgeberschaft und Schriftleitung der „Werkblätter“ für den Bund Neudeutschland – u. a. im Licht der späteren Diskussion um die dort auch vertretene „Reichs-Theologie“; sodann Heideggers „Abschied“ von der Kirche und die Frage einer (E. Przywara:) „katholischen Heidegger-Schule“; schließlich der „Färber-Kreis“.

Karl Färber hat den „Christlichen Sonntag“ begründet, der nach dem Konzil den Namen „Christ in der Gegenwart“ erhielt. Unter den weiteren Mitgliedern: Heinrich Ochsner, Johannes Spörl, Bernhard Welte und besonders Reinhold Schneider. Reizvoll die Verbindung von Geselligkeit, philosophischer und politischer Aktivität. Das Hauptgewicht liegt aber auf der Heidegger-Diskussion. M. M. bringt die Differenz auf bedenkenswerte fünf Punkte: 1. Personalität – Existentialität, 2. Dialogizität – Mitsein, 3. Geschichte – Entwicklung, 4. Analogizität – Univozität, 5. Bezug – Entweder-Oder von Glauben und Denken. Darum wehrt M. M. begründet die Rede von einer katholischen Heideggerschule ab. Ebenso die Bezeichnung „Katholische Philosophie“ (120), weil sich eine Philosophie zwar im Raum des Glaubens, aber nicht vom Glauben her „aufbauen“ lasse. In der Tat wäre sie dann eine Theologie; aber könnte der Name nicht gerade das erste ausdrücken wollen (wie in je anderer Weise [u. U. sogar sich überschneidend] „buddhistische“, „jüdische“, „deutsche Philosophie“)? Den hier noch möglichen Doppelsinn aber sehe ich nicht mehr beim „katholischen Philosophen“, und darum keinen Unterschied zum „philosophierenden Katholiken“, wie allein M. M. sich genannt wissen möchte (dies allerdings auch darum, weil er schon den Titel „Philosoph“ abweist [129]; den dürfe er so wenig beanspruchen wie unsere Politiker den eines „Staatsmanns“; auf seinem Grabstein werde es statt dessen heißen: „Professor der Philosophie“).

Der zweite Tag ist überschrieben: „Akmè und télos oder Mitte und Endung.“ (Bei der Gelegenheit sei ein Befremden nicht unterdrückt: Nicht bloß finde ich die Umschrift der griechischen Wörter [archè, akmè] diskutabel, sondern leider indiskutabel die Wiedergabe der griechischen selbst. Ungefähr zwei von dreien sind falsch, so schon im Unter[haupt]titel „pólemos kai eiréne“, und das beim Verlag des deutschen Aristoteles!) War schon zuvor, anlässlich der Begegnung mit Willi Graf und Heinz Bollinger, von Widerstehen und Widerstand die Rede, so ergibt sich nun ein längerer Disput über den bei allen Schwierigkeiten großen Optimismus im Neuanfang und die „erstaunliche Unbefangenheit“ („quand même“) nach dem Zusammenbruch. Von philosophischen Gastreisen nach Portugal, Spanien und Italien ist die Rede, vor allem aber von Aufbau-Arbeit an der Universität. M. M. verwehrt sich gegen seine Etikettierung als „graue Eminenz“ durch H. Ott; ansonsten erfährt man Fakultäts-Interna bzgl. seines und besonders des Heidegger-Lehrstuhls. Erfreulicher und substantiell grundsätzliche Gedanken zu den sogenannten „Konkordatslehrstühlen“ (allerdings nicht unter dieser Überschrift 242 ff., sondern erst beim übernächsten Abschnitt): „Über Bindung und Ungebundenheit, Voraussetzungslosigkeit und Voraussetzungen in der philosophischen Lehre.“ Sie seien heute überholt, weil einerseits das Mittelalter nicht mehr bloß von Katholiken behandelt wird, andererseits die meisten theologischen Fakultäten selber einen philosophischen Lehrstuhl besitzen. Vielleicht indes, dies das eine, sollten die Theologiestudenten es nicht bloß mit einem einzigen philosophischen Lehrer zu tun bekommen, zumal dann, dies das zweite, wenn hier die frühere objektiv-systematische Breite inzwischen durch Vertreter unterschiedlichster (Privat?-)Sprachspiele abgelöst wird? (Die Schwierigkeiten der Theologie mit dem philosophischen Pluralismus hat bekanntlich Karl Rahner wiederholt thematisiert.) Jedoch mag beides wie als Einwand so auch als Zusatzargument gelten. M. M. jedenfalls geht vom Konkordatslehrstuhl in Freiburg 1960 auf den in München. Zum Rückblick auf politische Kämpfe in Freiburg (rings um die Gründung der CDU statt einer Wiederbelebung des Zentrums) tritt der Vorblick auf die studentische Revolution von 1968. Sie bricht eine „volle und erfüllte“ (299), „schöne und fruchtbare Zeit“ (301) ab, zerstört das Vertrauen in der Gemeinschaft von Lehrenden und Lernenden und löst so das Wesen der Universität auf (298). Dabei macht M. M. kein Hehl aus seiner Verachtung für jene „Revoluzzerei“ mit ängstlichem Schielen auf die spätere Laufbahn und wundert sich über hochrangige Sympathiebekundungen von Gustav Heinemann bis Richard von Weizsäcker, im Blick auf die Parallelen zum Druck gegenüber Professoren in der NS-Revolution sowie auf die „würdelose Selbsterniedrigung“, mit der „deutsche Studenten ... an der Universität vorbei durch die ganze Amalienstraße Hand in Hand mit gebeugten Knien hüpfen und dabei immer wieder den Ruf ‚Ho Chi Minh‘ schrien“ (282). Hier liegt der Hauptgrund für den frühen Abschied – 1972 – von München zur Rückkehr nach Freiburg. Sie bringt erneut glückliche Jahre,

mit Reisen, Publikationen, vor allem dem Wirken in der akademischen Freiheit eines Honorarprofessors zweier Fakultäten. Für ein Urteil über die Nutzung dieser Chancen sei all das noch zu nah (299). Doch vermag die Hörergemeinschaft: „gleichsam eine kleine Privat-Universität in der großen“ (297), besonders junge Freunde daraus, den Lehrer über die lebensbedrohende Lähmung hinwegzutragen, in die ihn – auf der Jahresversammlung der Görresgesellschaft 1985 – der plötzliche Tod der geliebten Frau stürzt. Damit schließt, einigermaßen unvermittelt, das Gespräch. Ein Sachregister erläutert kompakt neun Begriffe wie Görres-Gesellschaft, Hochland, Hoher Meißner, Herder Verlag und Verlag J. C. B. Mohr; fast 500 Kurzbiographien bietet (305–352) das Namenregister, gefolgt von einem doppelspaltigen Zweieinhalb-Seiten-Verzeichnis weiterer Namen.

War schon der eingangs genannte „objective“ Versuch „persönlich“ (*Symbolos* 9), begonnen als Vorwort zur Bibliographie, in Antwort auf die Festschrift *Die Frage nach dem Menschen*, so ist dieses Gespräch es noch mehr. Die Münchener Antrittsvorlesung vom Januar 1961 stand jedoch unter dem Titel „Person und Funktion“ – im Sinn von Guardinis Ausführungen zu Persönlichkeit und Person am Ende der Neuzeit (die ursprüngliche Fassung in PhJ 69 [196/62], neugefaßt und erweitert in: Max Müller, Erfahrung und Geschichte, Freiburg-München 1971). Vielleicht überraschend, doch nicht unrechtmäßig beruft seinerzeit der *Symbolos* am Schluß (55) das Bacon-Wort „De nos ipsis silemus“, auch wenn er ihm auf andere Weise zu entsprechen versucht als die *KrV*. So jetzt. Das Buch mitsamt so manchem subjektiven Urteil ist von durchaus überpersönlichem Interesse und, obwohl recht summarisch, zeigt der Bericht vielleicht doch, daß Rez. ihn hier nicht nur aus Dankbarkeit und Pietät gibt. J. SPLETT

RÖD, WOLFGANG, *Der Weg der Philosophie von den Anfängen bis ins 20. Jahrhundert*. Erster Band: Altertum, Mittelalter, Renaissance. München: C. H. Beck 1994. 525 S.

In der heutigen Situation einer spezialisierten Forschung eine fundierte Philosophiegeschichte von den Vorsokratikern bis zur Gegenwart zu schreiben muß als Aufgabe erscheinen, welche die Möglichkeiten und Kräfte eines einzelnen übersteigt. Wolfgang Röd (R.) darf sie sich zutrauen, weil er sich jahrzehntlang auf sie vorbereitet hat, vor allem als Herausgeber und Mitautor der im selben Verlag erscheinenden zwölfbändigen *Geschichte der Philosophie*. Das Wort „Weg“ im Titel charakterisiert die Darstellungsform: Wer einen Weg auf einer Landkarte einzeichne, könne nicht jede Einzelheit berücksichtigen, sondern er müsse sich damit begnügen, den Verlauf des Weges in groben Zügen darzustellen (15). Ein Werk, das eine ohne philosophische Vorkenntnisse zugängliche Gesamtschau vermitteln will und eine unübersehbare Fülle von Material zu bewältigen hat, kann sich nicht auf Interpretationskontroversen einlassen; es kann nicht alles aus erster Hand erarbeiten, sondern es muß auch auf bewährte Darstellungen zurückgreifen.

R. will eine „philosophierende Geschichte der Philosophie“ schreiben, was einen eigenen Standpunkt voraussetzt, und er ist von der Kontinuität dieser Geschichte überzeugt. Das ist nicht, mit Hegel, im Sinne einer metaphysisch bestimmten, a priori konstruierbaren Entwicklung zu verstehen; der Zusammenhang ergebe sich vielmehr aufgrund gemeinsamer Fragestellungen, welche den gemeinsamen Boden ausmachen und die verschiedenen Gestalten des philosophischen Denkens miteinander verbinden. Philosophie beginne mit dem Staunen, und das, worüber wir staunen, sei das Rätsel der Erkenntnis. „Die Tatsache, daß wir von Gegenständen wissen, wurde immer wieder als das größte aller Rätsel bezeichnet und als Anfang des philosophischen Denkens betrachtet.“ (19) R. legt seiner Darstellung die systematische These zugrunde, daß dem Erkenntnisproblem in der Philosophie der Primat zuzuschreiben sei. Die Metaphysik wird der Erkenntnistheorie untergeordnet: „Metaphysische Theorien dienen in erster Linie dem Zweck, das Rätsel der Erfahrung zu lösen.“ (20)

Entsprechend dieser These trägt das Kapitel über Platon die Überschrift „Platon und das Problem der Erkenntnis aus reiner Vernunft“; R. zeigt eine deutliche Sympathie für ein systematisierendes Platonbild, wie es sich weniger aus den Dialogen als vielmehr aus der indirekten Überlieferung ergibt. Wie Platon sei auch Aristoteles „überzeugt [gewe-